

(K)eine neue Mediengeschichte der Reformation: zu Marcus Sandls Studie Medialität und Ereignis; eine Zeitgeschichte der Reformation

Silvia S. Tschopp

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Tschopp, Silvia S. 2012. "(K)eine neue Mediengeschichte der Reformation: zu Marcus Sandls Studie Medialität und Ereignis; eine Zeitgeschichte der Reformation." *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 37 (2): 462–75.
<https://doi.org/10.1515/iasl-2012-0038>.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright



Forschungsbericht

Silvia Serena Tschopp

(K)eine neue Mediengeschichte der Reformation. Zu Marcus Sandls Studie *Medialität und Ereignis. Eine Zeitgeschichte der Reformation*

Abstract: Focusing on a recently published book on the role of temporality and media in the process of early modern reformation this essay discusses the role of theories and histories of media and communication in research on the early modern era.

Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp: Universität Augsburg, Philologisch-Historische Fakultät, Universitätsstr. 2, D-86159 Augsburg, E-Mail: silvia.tschopp@phil.uni-augsburg.de

Darüber, dass zwischen der atemberaubenden Dynamik der frühen Reformation und dem, was Rainer Wohlfeil bereits zu Beginn der 1980er Jahre als „[r]eformatorische Öffentlichkeit“ beschrieben hatte,¹ ein enger Zusammenhang besteht, herrscht innerhalb der Reformationsforschung Konsens. Analysierte der Historiker Robert W. Scribner in seiner bahnbrechenden Studie *For the Sake of Simple Folk. Popular Propaganda for the German Reformation* (1981), mit welchen medialen Mitteln die Reformatoren auch eine kaum alphabetisierte breitere Bevölkerung zu erreichen suchten, so hat die deutsche Reformationshistoriographie in jüngerer Zeit verstärkt die primär auf die religiösen und politischen Funktionseliten zielende Publizistik in den Blick genommen. Dies gilt ebenso für Johannes Burkhardt's Deutung der Reformation als einer Medienrevolution² wie für Thomas Kaufmanns Rekonstruktion publizistischer Kontroversen des 16. und 17. Jahrhun-

¹ Vgl. Rainer Wohlfeil: Reformatorische Öffentlichkeit, Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. In: Ludger Grenzmann/Karl Stackmann (Hg.): Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformation. Stuttgart: Metzler 1984, S. 41–54.

² Johannes Burkhardt: Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517–1617. Stuttgart: Kohlhammer 2002.

derts.³ Die mediengeschichtliche Dimension der Reformation gehört demnach zu den intensiv bearbeiteten Forschungsfeldern; die enorme Expansion des Buchmarkts während der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts, vor allem jedoch die qualitativen Veränderungen, welche neue publizistische Medien wie Flugschrift oder illustriertes Flugblatt innerhalb eines Kommunikationsgefüges bewirkten, das weiterhin maßgeblich durch Modi mündlichen Austauschs geprägt war, wurden unter vielfältigen Gesichtspunkten reflektiert. Den bereits vorliegenden Mediengeschichten der Reformation eine weitere an die Seite zu stellen, wie dies der gegenwärtig an der Universität Zürich lehrende Historiker Marcus Sandl kürzlich mit seiner unter dem Titel *Medialität und Ereignis. Eine Zeitgeschichte der Reformation* veröffentlichten Konstanzer Habilitationsschrift getan hat,⁴ ist so gesehen ein mutiges Unterfangen, das die Frage aufwirft, welche neuen Erkenntnisse eine nochmalige Befassung mit den konfessionellen Umbrüchen um 1600 unter kommunikationsgeschichtlicher Perspektive verspricht. Wie der Untertitel verrät, versteht sich das hier interessierende Werk in erster Linie als eine „Zeitgeschichte der Reformation“, eine ‚Zeitgeschichte‘ allerdings, die ‚Medialität‘ als wesentliches Moment auch und gerade des konfessionellen Zeitalters aufweist. Es ist demzufolge legitim, Sandls Buch auf dessen mediengeschichtlichen Ertrag hin zu befragen, zumal es, wie zu zeigen sein wird, einen Ansatz exemplifiziert, der mit dem Anspruch antritt, die Erforschung vormoderner Kommunikation neu zu perspektivieren. Die folgenden Überlegungen verfolgen denn auch ein doppeltes Ziel: sie verstehen sich zum einen als kritische Lektüre eines Forschungsbeitrags, dessen Relevanz für die Reformationsgeschichtsschreibung sich noch erweisen muss, und versuchen zum anderen, den (kommunikations)theoretischen Rahmen zu rekonstruieren, innerhalb dessen *Medialität und Ereignis. Eine Zeitgeschichte der Reformation* zu verorten ist.

³ Stellvertretend für zahlreiche Veröffentlichungen des Göttinger Kirchenhistorikers, welche die Rolle der Medien innerhalb jener Dynamiken, die die Konfessionsbildung prägten, beschreiben, sei hier genannt: Thomas Kaufmann: *Das Ende der Reformation*. Magdeburgs „Herrgotts Kanzlei“ (1548–1551/2). Tübingen: Mohr Siebeck 2003.

⁴ Marcus Sandl: *Medialität und Ereignis. Eine Zeitgeschichte der Reformation (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen, Bd. 18)*. Zürich: Chronos 2011.

1 Die lutherische Reformation im Spannungsfeld von Ereignishäufigkeit und Historisierungsbestrebungen

Spätestens in jenem Augenblick, in dem der Leser nach der ebenso anregenden wie streckenweise quälenden Lektüre der hier zu besprechenden Monographie auf folgenden Satz stößt, dürften sich bei ihm jene deutlichen Anzeichen tiefgreifender Verzweiflung einstellen, die auch die eigentlich gutwillige Rezensentin verspürte: „Als apokalyptisches Ereignis korrelierte die Reformation also die im reformatorischen Traditionsbuch prozessierte Zeichenhaftigkeit der Wahrheit mit der Wahrheit der Zeichenhaftigkeit, mit ihrer tatsächlichen Realität“ (S. 512). Das Zitat veranschaulicht in seiner kühnen Ineinssetzung von Wahrheit und Realität und in der hermetischen Diktion, deren es sich befleißigt, einige Probleme von Sandls Studie; es verweist jedoch zugleich auf einige für deren Verständnis konstitutive Elemente: Im Zentrum der Darstellung steht die Reformation als ein Ereignis- und Diskurskomplex, der, so die Prämisse, indem er sich gleichermaßen als epochaler Umbruch und apokalyptisches Geschehen inszenierte, sowohl seine Bindung an eine traditionsstiftende Vergangenheit, als auch seine Hoffnung auf eine innerweltliche Zukunft preisgegeben habe. Wesentlich für die erste Phase der Reformation, die Sandl mit der Niederschrift der *Confessio Augustana* im Jahr 1530 enden lässt, sei nämlich deren durch die Reformatoren – allen voran Martin Luther – immer neu postulierter und zur Anschauung gebrachter präsentischer Charakter. Die Erscheinung des Wittenberger Mönchs stehe für eine Zeitenwende und damit für einen „Modus des Beginnens“ (S. 433), der in „Urszenen“ (S. 210) wie dem von Philipp Melanchthon insinuierten Thesenanschlag von 1517 oder Luthers Auftritt im Rahmen des Reichstags zu Worms 1521 seine sinnfällige Bekräftigung erfuhr. Da die Reformation in Luthers Verständnis jedoch nicht nur einen Anfang markierte, sondern zugleich das als unmittelbar bevorstehend behauptete Weltende indizierte, verlor neben dem Gewesenen auch das Werdende seine legitimatorische Kraft. Die lutherischen Theologen sahen sich demzufolge auf die Gegenwart verwiesen, offenbarten sich reformatorischer Glaube und damit verbunden Gotteserkenntnis ihrer Auffassung nach doch ausschließlich im Moment des Sich-Ereignens. Dieses Ereignishafte der Reformation nun erweise sich, so Sandl, nicht nur in deren historischen Manifestationsweisen, sondern auch in den Vorstellungen und Praktiken, die sie erzeugte. Wie er am Beispiel des lutherischen Schriftprinzips und des Abendmahlsstreits ausführt, verdankt sich religiöse Erleuchtung lutherischer Theologie zufolge nicht der Fähigkeit, geistliche Erfahrung auf ein überzeitlich gültiges Symbolsystem zu beziehen und dadurch

zu erklären; sie resultiert vielmehr aus der unmittelbaren Evidenz göttlicher Offenbarung im gläubigen Subjekt.

Die mit dem präsentischen Charakter der frühen Reformation einhergehende temporale Verdichtung steht nun allerdings in Widerspruch zur Tatsache, dass die Reformation nicht, wie von Luther postuliert, am Ende der Historie stand, sondern eine zeitliche Ausdehnung erfuhr, die ein zunehmendes Bewusstsein für deren Geschichtlichkeit bewirkte. Es ist dieser Prozess einer ‚Historisierung‘ reformatorischen Selbstverständnisses, die im zweiten Teil der Studie rekonstruiert wird. Im Fokus stehen dabei jene Entwicklungen, welche den Wandel von der für die Frühphase der lutherischen Reformation konstitutiven „Doppelstruktur von Zeigen und Sich-Zeigen“ (S. 416) hin zu einer „Doppelstruktur von Ereignis und Geschichte“ (S. 428) markieren, die darauf zielt, durch die wiederholte Aktualisierung reformatorischen Geschehens der jeweiligen Gegenwart ihre historische Tiefe zurückzugeben. Wie dies geschieht, erläutert die Studie am Beispiel zentraler Positionen innerhalb des theologischen Diskurses seit 1530 – hier sind vor allem die Ausführungen zu Melanchthons *Vera Doctrina*-Konzeption zu nennen –, dem Ringen des lutherischen Protestantismus um ein den historischen Herausforderungen angemessenes Verständnis des Verhältnisses zwischen Religion und Politik sowie den Anfängen der Reformationsgeschichtsschreibung nach dem Tod Martin Luthers. Dabei erscheinen unter medienhistorischen Gesichtspunkten vor allem die Überlegungen zur nach 1530 immer offenkundiger zu Tage tretenden Politisierung der lutherischen Theologie erhelltend. Die nicht nur konfessionellen Implikationen des Schmalkaldischen Bundes als eines durch das Augsburger Bekenntnis legitimierten politischen Defensivbündnisses (S. 369–385) werden ebenso subtil analysiert wie die Rolle Magdeburgs anlässlich der durch das Augsburger Interim verursachten innerprotestantischen Verwerfungen (S. 408–430). In überzeugender Weise vermag der Verfasser zu zeigen, dass die Stadt an der Elbe, die sich im Zuge des Interimsstreit bereits früh als Hort eines politisch intransigenten Luthertums profilierte, in ihrem wesentlich publizistisch bewerkstelligten Widerstand gegen das vom Kaiser oktroyierte, sowohl im evangelischen als auch im katholischen Lager umstrittene Reichsgesetz „die Epistemologie der frühreformatorischen Medieneignisse aktualisierte“ (S. 417). Die zahlreichen Flugschriften, welche um 1550 in Magdeburg gedruckt wurden und der Stadt die Bezeichnung ‚Cantzley vnsers Herrn Jesu Christi‘ eintrugen, dienten nicht nur der Darlegung theologischer Auffassungen; in ihrer sich in die Nachfolge Martin Luthers stellenden Bekenntnishaftigkeit waren sie zugleich, wie Sandl betont, „Akte der Setzung, in welchen die Wahrheit mit ihrer medialen Inszenierungsweise konvergierte“ (S. 418). Dies erklärt auch den intensiven Rekurs auf den Wittenberger Reformator, der in der Kontroversliteratur, aber auch in Lutherflorilegien immer neu zitiert wurde.

Das Erbe Luthers beschäftigte auch all jene Autoren, die sich nach dem Tod des Reformators anschickten, den Nachgeborenen dessen historische Bedeutung vor Augen zu stellen. Anhand des Streits zwischen Gnesiolutheranern und Philipisten verdeutlicht das letzte Kapitel der Studie, in welchem Maße protestantische Selbstvergewisserung seit der Mitte des 16. Jahrhunderts durch Konflikte begleitet und zugleich beflügelt werden konnte (S. 433–456). Parallel zu den die Konfessionalisierung nach 1550 prägenden theologischen Auseinandersetzungen habe sich allerdings, so die These, eine sich als Luthermemoria durchsetzende gemeinsame Erinnerung an das frühe Reformationsgeschehen etabliert, die in der Person und im Werk des Wittenberger Reformators gleichermaßen die sichtbare Manifestation göttlicher Wahrheit und den Ursprung einer innerweltlichen Historie, in der diese Wahrheit immer neuen Ausdruck finden sollte, erblickte. Im Modus permanenter Rückbesinnung galt es demnach, die geschichtsgenerierende Kraft der durch Luther verkörperten Wahrheit immer neu offenzulegen. Folgerichtig erkennt der Autor in Matthias Flacius' *Catalogus testium veritatis* und den von Flacius mitinitiierten *Magdeburger Zenturien* nicht nur die Anfänge der Reformationshistoriographie, sondern zugleich jene Werke, die, indem sie die geschichtliche Geltung der durch Luther repräsentierten und in der *Confessio Augustana* verschriftlichten Heilswahrheit bezeugten, das Konkordienbuch als lutherisches „Einigungswerk“ entscheidend vorbereiteten (S. 500). Mit letzterem sei nicht nur die theologische Konfessionsbildung an ihr Ziel gelangt, sondern auch die Historisierung lutherischen Selbstverständnisses; die frühreformatorische Wende zum Ereignis als einer auf die Gegenwart bezogenen Form von Zeitlichkeit sei abgelöst worden durch eine Zeitauffassung, die der Dauer Raum gibt und damit Vergangenheit und Zukunft zu restituieren in der Lage ist.

Marcus Sandls Studie hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck: Positiv ins Gewicht fallen die in einem gut siebzig Seiten umfassenden bibliographischen Anhang dokumentierte Berücksichtigung eines riesigen Korpus' an lateinischen und deutschsprachigen gedruckten Quellen und die Vertrautheit mit der Reformationsforschung. Zu überzeugen vermögen außerdem und vor allem die beeindruckend gelehrten Ausführungen zu intrikaten theologischen Fragen, scharfsinnige Beobachtungen wie etwa jene zur symbolischen Bedeutung Magdeburgs um 1550 (S. 421) oder zu den Modi reformatorischer Kontinuitätsstiftung (S. 481) sowie die stellenweise äußerst differenzierte und plausible Argumentation und die sich daraus ergebenden Befunde. So gelingt es dem Autor, die bereits vom Erlanger Kirchenhistoriker Berndt Hamm bemerkte kommunikationsgeschichtliche und performative Dimension des Ablasshandels in einleuchtender Weise zu vertiefen (S. 121–126) und in seinen Überlegungen zum Interimsstreit ein plastisches Bild der spezifischen Leistungen publizistischer Stellungnahmen zu zeichnen.

Die Lektüre konfrontiert den Leser allerdings auch mit einer Reihe von Schwierigkeiten, die nicht verschwiegen werden sollen: Da ist zum einen als wohl offenkundigstes Charakteristikum der Studie der hohe Abstraktionsgrad der Darlegungen, deren Gliederung übrigens nirgends explizit erläutert wird. Schwerer als die Vorliebe für einen tendenziell esoterischen sprachlichen Habitus wiegt jedoch der Mangel an begrifflicher Präzision, der auch und gerade mit Blick auf derart zentrale Termini wie ‚Ereignis‘ und ‚Medialität‘ ins Auge sticht. Veranschaulichen lässt sich dies an den unterschiedlichen, in ihrer Gesamtheit nicht wirklich konsistenten Bestimmungen von ‚Ereignis‘: Ist im Vorwort vom „Ereignishaft[n] des Ereignisses“ (S. 9) die Rede, so bezeichnet der Begriff in der Folge die „Zeitzeugenschaft“ der frühen Leser reformatorischer Schriften (S. 125 f.), die „sicht- und erfahrbare Ausdrucksform [...] eines reformatorisch Imaginären“ (S. 177), ein „Medienereignis“ (S. 203), den „Vollzug einer Setzung“, der sich selbst seine „Existenz“ und „innere Struktur“ verdankt (S. 244) oder einen „epistemologischen Ort“ (S. 296). Der für die Studie als Ganzes charakteristische kreisende Gestus, der stetig wiederholte Versuch, sich dem Gegenstand der Betrachtung mit (nicht) immer neuen Formulierungen zu nähern, führt nicht nur im Falle des Ereignisbegriffes, dem in jüngerer Zeit immerhin gleich mehrere Publikationen gewidmet wurden,⁵ zu terminologischer Unschärfe. Ungeklärt bleibt außerdem, wie sich ‚Medialität‘ im Spannungsfeld von „Beobachtung, Referenz und Evidenz“ (S. 10) konkret verorten lässt; so wie auch Termini wie „ästhetisches Dispositiv“ (S. 100 et passim), „Exzentrik“ (S. 186 et passim), das „Imaginäre“ (S. 241 et passim) oder „Repräsentation“ (S. 440 et passim) keine deutlichen Konturen gewinnen. Das hier angesprochene Defizit dürfte nicht aus mangelndem Sprachvermögen resultieren – die Studie ist, wenn man von einigen Marotten wie dem inflationären Gebrauch des Füllworts ‚mithin‘ oder der ubiquitären Verwendung eigenwilliger Wortschöpfungen wie ‚prozessieren‘ absieht, elegant formuliert –, sondern vielmehr dem unzureichend konturierten theoretischen Horizont des Autors geschuldet sein. Dessen Umrisse zeichnen sich in den sowohl auf semiotische Ansätze als auch die Medientheorie Friedrich Kittlers zurückgreifenden Darlegungen zu Luthers Schriftprinzip (S. 54 ff.), in den von der Systemtheorie Niklas Luhmanns inspirierten Ausführungen zum reformatorischen Gewissen als eines Effekts von Beobachtungsverhältnissen (S. 177 ff.) oder im wiederholten Rekurs auf die Diskurstheorie Michel Foucaults, der gar als Gewährsmann für die

⁵ Vgl. etwa Dieter Mersch: *Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis*. München: Fink 2002; Erika Fischer-Lichte u. a. (Hg.): *Performativität und Ereignis*. Tübingen/Basel: Francke 2003; Thomas Rathmann (Hg.): *Ereignis. Konzeption eines Begriffs in Geschichte, Kunst und Literatur*. Köln: Böhlau 2003 oder Marc Rölli (Hg.): *Ereignis auf Französisch. Von Bergson bis Deleuze*. München: Fink 2004.

die vormoderne Kosmologie prägende Vorstellung eines Abbildungsverhältnisses zwischen Mikro- und Makrokosmos aufgerufen wird (S. 252), ab. Problematisch ist hier nicht so sehr die Präferenz für die genannten zeichen-, medien-, system- und diskurstheoretischen Positionen, problematisch ist vielmehr der eklektische Zugriff auf disparate Konzepte beziehungsweise das sich daraus ergebende, Widersprüche und Dissonanzen kaum reflektierende Amalgam. Ein stärkeres Bemühen um begriffliche und argumentative Stringenz und ein selektiverer Einbezug aktueller Theoreme hätte dem Anliegen des Verfassers, eine in sich konsistente neue Deutung der Reformation vorzulegen, zweifellos mehr gedient, als der Anspruch, die jüngere Theorielandschaft möglichst umfassend in die Argumentation zu integrieren.

Anlass zur Kritik bieten nicht nur die Begrifflichkeit und die theoretische Rahmung der Studie, sondern auch deren Methodik. Reformation erscheint in Sandls Darstellung ungeachtet anderslautender Postulate nicht als komplexer, vielzählige Akteure und Handlungsfelder integrierender Geschehenszusammenhang, sondern primär als sich aus den Äußerungen herausragender Theologen konstituierendes Diskurssystem: Die Analyse konzentriert sich auf einige wenige reformatorische Autoren von hohem intellektuellem Rang – allen voran Martin Luther, Philipp Melanchthon und Flacius Illyricus – beziehungsweise auf humanistische Gelehrte, deren Schriften das empirische Fundament für eine Untersuchung bilden, deren Fokus fast durchwegs auf die Texte und deren Produzenten gerichtet ist. Dass die behandelten Quellen Teil eines Kommunikationszusammenhangs bilden, der nicht adäquat verstanden werden kann, wenn man nicht auch die unterschiedlichen Modi der Vermittlung medialer Botschaften oder die Perspektive der Rezipienten ernst nimmt, gerät dabei aus dem Blick. Zweifellos gehören einige der in der Studie eingehender diskutierten Werke zu den Meilensteinen lutherischer Theologie und deren zentrale Thesen dürften im Laufe der Zeit in breitere Schichten der evangelischen Bevölkerung diffundiert sein. Die Untersuchung zielt jedoch gerade nicht auf die die Diffusion lutherischer Lehre ermöglichen Strategien und Prozesse oder die Wahrnehmung des neuen Glaubens innerhalb protestantischer Milieus; ihr Interesse gilt vielmehr der theologischen Selbstvergewisserung ausgewählter Protagonisten und der sich aus dieser Selbstvergewisserung ergebenden Bestimmung der Signifikanz des Reformationsgeschehens. Indem der Autor das Augenmerk auf die grundlegenden Programmschriften der lutherischen Reformation sowie auf die sie vorantreibenden theologischen Kontroversen richtet, vermag er zwar den Eindruck eines bemerkenswert homogenen Deutungszusammenhangs zu erwecken; der Preis für dieses Vorgehen, das Ähnlichkeiten mit der älteren Ideengeschichte aufweist, ist allerdings, dass die auch das 16. Jahrhundert kennzeichnende, sich in zahlreichen Widersprüchen manifestierende ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘ genauso

ausgeblendet wird wie die Kontexte, innerhalb derer die neuen Glaubenswahrheiten ihre Relevanz gewannen. Die Reformation erscheint so als Effekt eines merkwürdig abgehobenen Argumentationszusammenhangs, der von den spezifischen Konventionen der publizistisch-literarischen Genres, in denen er thematisch wird, ebenso unberührt bleibt wie vom Erwartungshorizont der Adressaten und den diesen determinierenden historischen Erfahrungen, Wissensbeständen und Bedürfnissen. Dass der Autor wiederholt betont, reformatorische Inhalte seien nicht von ihren Äußerungsformen zu trennen, und gar einen „Wandel des Lektüreverständnis“ (S. 73) postuliert, ohne diesen Wandel allerdings zu plausibilisieren, vermag an dieser Einschätzung nichts zu ändern.

Einwände lassen sich nicht nur gegen die begrifflich-theoretische Grundlegung und die Methodik formulieren, sondern auch gegen einige inhaltliche Setzungen: Sandls These, die Evidenz und das Selbstbewusstsein der Reformation ergebe sich für die Zeitgenossen wesentlich aus dem „Narrativ des lutherischen Traditionsbruchs“ (S. 11), leuchtet unmittelbar ein; sie darf allerdings nicht den Blick dafür verstellen, dass die reformatorische Programmatik auch mit Kontinuitätsbehauptungen operiert. Was die Reformation aus der Sicht evangelischer Theologen leistet, ist nicht nur die radikale Abwendung von kirchlichen Dogmen und Praktiken, die als verwerflich denunziert werden, sondern zugleich die Restitution der Urkirche als wahrer *ecclesia Christi*, einer *ecclesia Christi*, von der sich die römische Papstkirche seit der Spätantike in zunehmendem Maße entfernt habe. Zwar lässt auch Sandl die „theologischen oder frömmigkeitsgeschichtlichen Kontinuitäten zwischen Spätmittelalter und Reformation“ (S. 45) gelten, indem er jedoch das Augenmerk auf das reformatorische Postulat einer Epochenzäsur als Kristallisierungspunkt reformatorischer Selbstbeschreibung richtet, tritt die für das Reformationsgeschehen fundamental wichtige Koppelung von Traditionsbruch und Traditionsbinding in den Hintergrund. Zu fragen wäre überdies, ob die in Sandls Studie wiederholt vertretene Auffassung, die zeitgenössische Wahrnehmung der Figur und Bedeutung Martin Luthers sei primär ein Effekt seiner Autorschaft gewesen, wenn nicht einer Modifikation, so doch zumindest einer Ergänzung bedarf. Dass Luthers umfangreiche publizistische Tätigkeit das Bild des Reformators bestimmte, soll hier nicht bestritten werden; dessen Perzeption dürfte jedoch in nicht geringerem Maße durch die Publikationen seiner Anhänger und seiner Gegner beeinflusst worden sein. Insbesondere die antireformatorische Publizistik katholischer Provenienz, die ihre Angriffe auf die Person des Wittenberger Reformators konzentrierte, hat dazu beigetragen, Luthers mediale Selbstinszenierung entweder zu relativieren oder aber zu bestärken. Ein dritter Einwand betrifft schließlich den Umgang mit der Kategorie ‚Raum‘. Auch eine ‚Zeitgeschichte‘, die sich den temporalen Strukturen der Reformation widmet, kann nicht von Raumverhält-

nissen absehen. Das „Präsentische“ (S. 459) der frühen Reformation bezeichnet ja nicht nur eine zeitliche Gegenwart, es verweist zugleich auf ‚Präsenz‘ und impliziert damit eine räumliche Dimension. Tatsächlich erfährt das Spannungsfeld zwischen raum-zeitlicher Verortung von Ereignissen und der (raumsprengenden) „Ubiquität des Diskurses in der Ubiquität der Geschichte“ (S. 494) in Sandl Studie keine systematische Durchdringung; in welchem Verhältnis Zeit und Ort innerhalb eines komplexen Geflechts von räumlichen und temporalen Manifestationen reformatorischer Evidenz stehen, wird nicht expliziert.

2 Kommunikation unter den Bedingungen einer „Vergesellschaftung unter Anwesenden“⁶

Das hier vorzustellende Werk, das mit dem Anspruch antritt, einen auf die „Selbstbeobachtung der Zeitgenossen“ (S. 300) gegründeten Gesamtentwurf der Frühgeschichte der lutherischen Reformation vorzulegen, welcher den Fokus auf die „sich verändernden Temporalstrukturen“ richtet und einen Beitrag zu einer „Poetologie historischer Zeiten“ liefert (S. 63), stellt gewiss ein ambitioniertes Unterfangen dar, und die These, „die reformatorische Episteme der Zeitenwende“ habe einen Wahrnehmungswandel begünstigt, indem sie die zeitgenössischen „Aufmerksamkeitsstrukturen“ und „Beobachtungsweisen“ aus ihrer ursprünglichen Traditionsoorientierung befreite und dem „Prinzip des Aktuellen“ zum Durchbruch verhalf (S. 285), bevor die Verzögerung der Parusie eine erneute, nun genuin reformatorische Traditionsstiftung erzwang, klingt zweifellos bestechend. Welchen Erkenntnisgewinn Sandls geschichtswissenschaftliches, streckenweise den Charakter einer theologischen Abhandlung annehmendes Opus für die historische Kommunikationsforschung bietet, ist allerdings nicht ohne Schwierigkeiten auszumachen. Ungeachtet der Tatsache, dass der Verfasser gleich zu Beginn seiner Ausführungen „Ereignis, Medien und Diskurs“ als Gegenstandsbereiche seiner Reformationsgeschichte deklariert (S. 10), wird man *Medialität und Ereignis. Eine Zeitgeschichte der Reformation* kaum als Beitrag zu einer traditionell verstandenen Mediengeschichte bezeichnen können. Auch dort, wo die Argumentation sich auf Flugschriften stützt, geht es nicht vorrangig um eine Rekonstruktion publizistischer Reaktionen auf sich wandelnde konfessionelle

⁶ Rudolf Schlögl: Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden. Formen des Sozialen und ihre Transformation in der Frühen Neuzeit. In: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft 34 (2008), S. 155–224, hier S. 155.

und politische Rahmenbedingungen, sondern viel grundlegender darum, den epistemologischen Status reformatorischer Öffentlichkeit herauszustellen. Von zentraler Bedeutung erscheint in diesem Zusammenhang, dass, wie der Verfasser betont, im medialen Vollzug der Setzung von Worten reformatorischer Sinn Evidenz gewinnt. Die Reformation, so das Postulat, habe sich den Zeitgenossen in Medieneignissen und damit in öffentlichkeitswirksamen Inszenierungen manifestiert, in welchen der neue Glaube zur Anschauung gelangte und seine Wirkungen entfaltete. Dabei waren nicht allein die Formen, deren sich die protestantischen Theologen zur Implementierung ihrer Positionen bedienten, bedeutsam, sondern auch die schiere Existenz reformatorischen Schrifttums. Dessen durch den Druck mit beweglichen Lettern ermöglichte Verbreitung realisierte lutherische Geltungsansprüche; dessen Omnipräsenz war greifbarer Ausdruck des Gegenwart und Geschichte gleichermaßen durchdringenden evangelischen Geistes. Die Ubiquität des gedruckten Worts bildete jedoch nicht nur den konkreten Beleg für die zeitübergreifende Geltung reformatorischer Axiome, sie stand zugleich am Anfang einer langfristigen Umformung innerprotestantischer Kommunikation, eröffnete die publizistisch-literarische Sphäre doch die Möglichkeit einer Pluralisierung von Sinnstiftungsangeboten und damit verbunden die Option neuer Modi kollektiver Autoperzeption und -reflexivität.

Wenn nun die Signifikanz des Medienaspekts damit begründet wird, dass die Befassung mit dem gedruckten Wort die Materialität und Performativität medienbasierter Interaktion als Faktor von Evidenzerzeugung deutlicher hervortreten lässt und zugleich und vor allem – indem er in Medien die maßgeblichen „Formen der (Selbst-)Beobachtung und (Selbst-)Beschreibung“ (S. 513) erkennt – Prozesse gesellschaftlicher Selbstverständigung und -organisation transparent macht, steht dies in Einklang mit Forschungskontexten und wissenschaftlichen Ansätzen, welchen der Verfasser, wie er im Vorwort seiner Studie deutlich macht, aufgrund seiner akademischen Sozialisation in besonderem Maße verbunden ist. *Medialität und Ereignis. Eine Zeitgeschichte der Reformation* versteht sich denn auch wesentlich als empirische Erprobung medientheoretischer Ansätze, die im Folgenden kurz benannt und auf ihr Anregungspotential für medienhistorische Analysen hin befragt werden sollen.

Zum einen gilt es hier auf den Begriff des ‚Medienereignisses‘ hinzuweisen, der Marcus Sandl aus Gießen, wo er promoviert wurde und wo der Plan zu seiner Studie entstand, vertraut ist. Das an der dortigen Universität angesiedelte, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Graduiertenkolleg *Transnationale Medieneignisse von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart* rückt Medieneignisse als „Knotenpunkte kommunikativer Verdichtung“ in den Fokus der Analyse und untersucht dabei nicht nur die spezifischen medialen Repräsentationen von Schlüsselereignissen, sondern auch die ‚Vergemeinschaftungswirkun-

gen‘ medialer Inszenierungen geschichtlicher Erfahrung.⁷ Konstitutiv für das Forschungsdesign des Gießener Graduiertenkollegs ist die Annahme, dass Ereignisse weniger ein durch das tatsächliche Geschehen herausgehobenes Moment innerhalb eines historischen Verlaufs darstellen, als vielmehr das Ergebnis eines durch Medien bewerkstelligten Konstruktionsakts. Für die Zeitgenossen und die Nachgeborenen als ‚Ereignis‘ wahrnehmbar ist demzufolge, was durch Publikationen und die damit einhergehenden Praktiken des ‚öffentlich Machens‘ als solches gesetzt wurde; Medienereignisse schaffen so gesehen eine Wirklichkeit *sui generis*, die zuallererst durch die Art und Weise wie Medien innerhalb eines Kommunikationsraums historischen Erfahrungen Bedeutung zuweisen, Gestalt gewinnt. Dabei ist von Belang, dass Medienereignisse gewissermaßen doppelt codiert sind: sie bilden Ereignisse ab und werden, indem sie dies tun, selber zu Ereignissen. Als ‚Medienereignis‘ in letzterem Sinne strukturieren sie kollektive Interaktionen und erweisen sich damit als Katalysatoren von Vergesellschaftungsprozessen.

Noch wichtiger als die im Umfeld des Graduiertenkollegs *Transnationale Medienereignisse von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart* ermöglichten Perspektivierungen von Medialität ist für das Verständnis von Sandls Studie das vom Konstanzer Historiker Rudolf Schlägl zur Diskussion gestellte analytische Modell einer „Vergesellschaftung unter Anwesenden“.⁸ Zwar richtet sich Schlägls Interesse in erster Linie auf „Vorgänge sozialer Strukturbildung“,⁹ da jedoch die Konstitution sozialer Entitäten im Modus zwischenmenschlicher Interaktion erfolge, bedürfe es, so Schlägl, eines kommunikations- und medientheoretischen Ansatzes, um derartige Vorgänge adäquat beschreiben zu können. Kennzeichnend für Schlägls Modell ist der Rekurs auf die Systemtheorie und in diesem Zusammenhang auf jenen weiten Medienbegriff, den Niklas Luhmann aus Talcott Parsons’ *Structure and Process in Modern Societies* (1960) übernommen hatte. ‚Medium‘ bezeichnet dort nicht einfach einen Informationsträger, der mündliche oder schriftliche Botschaften transportiert, sondern steht für bestimmte generalisierte Medien, mittels derer sich das gesamtgesellschaftliche System jeweils stabilisiert, und ‚Kommunikation‘ bedeutet – daraus abgeleitet – nicht nur die Über-

⁷ Zum Programm des Graduiertenkollegs vgl. die im Internet verfügbaren diesbezüglichen Ausführungen <http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/dfgk/tme/forschungsprogramm> (zuletzt aufgerufen 09. 07. 2012).

⁸ In komprimierter Form hat Schlägl seine diesbezüglichen Überlegungen in dem Aufsatz *Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden. Formen des Sozialen und ihre Transformation in der Frühen Neuzeit* veröffentlicht, zu dem auch Marcus Sandl beigetragen hat. Vgl. Schlägl: Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden (Anm. 6), S. 155–224.

⁹ Schlägl: Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden (Anm. 6), S. 178.

tragung von Nachrichten, sondern vor allem die „Stabilisierung von sozialem Sinn“.¹⁰ Derartige Sinnbildungsprozesse nun, so Schlägl, vollzogen sich in der Frühen Neuzeit im Rahmen einer Kommunikation unter Anwesenden, welche die Formen medienbasierter sozialer Interaktion determinierte. Ungeachtet der Signifikanz, die dem Buchdruck bereits kurz nach seiner Einführung zukam, blieb soziale Interaktion der „Logik der Anwesenheitskommunikation“ (S. 208) verhaftet, spielten physische Präsenz, Gesten, gesprochene Worte, Bewegungen weiterhin eine fundamentale Rolle und steuerten die Perzeption der Akteure. Kennzeichnend für die Kommunikationsverhältnisse in der Frühen Neuzeit ist demnach der präsentische und performative Charakter von Medialität,¹¹ die „Verschränkung von Kommunikation, Wahrnehmung und Beobachtung“.¹² Anders als in ausschließlich schriftbasierter Kommunikation stehe in Anwesenheitskommunikation deshalb nicht „die zeichenhafte Referenz auf das Abwesende“ im Vordergrund, sondern seine „ikonische Vergegenwärtigung“.¹³ Der zunehmende Gebrauch der Schrift und des Drucks führte nun allerdings zu folgenreichen Verschiebungen im kommunikativen Gefüge europäischer Gesellschaften und bewirkte einen Transformationsprozess, der noch weit ins 18. Jahrhundert hineinreichte. Die durch den Buchdruck generierten ‚Distanzmedien‘ eröffneten nämlich nicht nur neue Formen sozialer Selbstbeschreibung und Reflexivität,¹⁴ sie konditionierten gleichzeitig die Art und Weise, wie kommuniziert wurde und erhöhten die „Varietät der kommunikativen Möglichkeiten“.¹⁵ Welche Folgen dies für die Auffassung von Bildern und den Umgang mit ikonographischen und skripturalen Zeichen zeitigte, inwiefern sich die Auffassung von Körper und Raum veränderte, wie sich ein neues Ritualverständnis ausbildete, interaktionsbasierte durch textbasierte Identitätsstiftung abgelöst und Ereignisse phänomenologisch und begrifflich neu akzentuiert wurden, all dies umreißt Schlägl als Gegenstand noch zu leistender empirischer Untersuchungen.¹⁶ Sandls Rekonstruktion des durch die Reformation vollzogenen schriftkulturellen Umbruchs und der im Zuge dieses Umbruchs erfolgten Substitution ikonischer Präsenz durch historisierende und damit distanzierende Deutungsmuster der Reformation,¹⁷ stellt nicht zu-

10 Ebd., S. 159.

11 Ebd., S. 171.

12 Ebd., S. 164.

13 Ebd., S. 174.

14 Ebd., S. 161.

15 Ebd., S. 178.

16 Ebd., S. 178–201.

17 Sandls Studie liefert gewissermaßen den empirischen Nachweis für eine These, die Schlägl folgendermaßen formuliert: „Der Protestantismus vollzog hier den schriftkulturellen Umbruch und ersetzte ikonische Präsenz durch Erinnerung und Textexegese.“ Ebd., S. 220.

letzt den Versuch dar, auf einige der hier aufgeworfenen Fragen eine Antwort zu finden.

Medialität und Ereignis. Eine Zeitgeschichte der Reformation stellt – dies sei noch einmal betont – keinen ‚klassischen‘ Beitrag zur historischen Medienforschung dar. Kommunikationsgeschichtliche Untersuchungen zum Reformationszeitalter wie die eingangs erwähnten von Johannes Burkhardt oder Thomas Kauffmann sind dadurch keinesfalls obsolet geworden, sie erfahren durch die dem Modell einer ‚Kommunikation unter Anwesenden‘ zu verdankenden Einsichten allenfalls eine fruchtbare Ergänzung, die es abschließend noch einmal herauszustellen gilt: Zum einen erinnert der aus einer ‚Anwesenheitslogik‘ ableitbare Begriff ‚Ereignis‘ daran, dass sich mediale Kommunikation weniger in einem gleichmäßigen, vom historischen Geschehen abgelösten Publikationsfluss als vielmehr in sich als ‚Medienereignis‘ manifestierenden Formen öffentlicher Interaktionsverdichtung materialisiert. Die Befassung mit Medienereignissen nun ist nicht nur deshalb erhellt, weil sie zu illustrieren vermag, in welchem Maße historische Realität als medial konstruierte erscheint, sondern weil sie darüber hinaus den Blick schärft für die Verflechtungen zwischen unterschiedlichen Medien, unterschiedlichen Modi der Repräsentation sowie unterschiedlichen Praktiken mediengestützter Kommunikation. Sie macht deutlich, dass gesellschaftliche Verständigung darüber, wie mit den Herausforderungen der Gegenwart umzugehen sei, nicht vorrangig aus individuellen Lektüren erwächst, sondern sich, dies gilt zumindest für die Frühe Neuzeit, den Bedingungen einer durch die Präsenz der Akteure charakterisierten Kommunikation unterwirft. Überzeugend argumentiert Schlägl, dass im Zuge der durch die Erfindung des Buchdrucks ausgelösten Umwälzungen der Kommunikationsverhältnisse die verfügbaren Medien „einer nicht ablösten, sondern die Nutzung von Schrift und Druck auf die soziale Konstruktion und Form der primären Medien zurückwirkte, wie umgekehrt Schrift und Druck in die Logik der Kommunikation unter Anwesenden eingebunden blieben“.¹⁸ Mediale Interaktion vollzieht sich demnach gerade in der Vormoderne in einem Kontext, der durch die Spannungsfelder Performativität versus Skripturalität sowie Ortsbezug versus räumliche Entgrenzung modelliert wurde und es deshalb notwendig erscheinen lässt, das Ineinandergreifen der verschiedenen, Öffentlichkeit konstituierenden Interaktionsmodi zu reflektieren. Als methodische Konsequenz ergibt sich daraus nicht nur, dass Studien, die unterschiedliche Medien als interagierende und zugleich gemeinsam Wirkungen zeitigende Kommunikationsträger in die Betrachtung mit einbeziehen, dem Gegenstand angemessener erscheinen als eine Analyse, welche den Fokus auf ein einzelnes

¹⁸ Schlägl: Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden (Anm. 6), S. 209.

Medium richtet, sondern auch und vor allem, dass medienhistorische Forschung nicht absehen kann von den Praktiken, die den jeweils zeitgenössischen Umgang mit Medien bestimmten und diesen ihre spezifische Signifikanz zuweisen.

Der der Studie, die hier vorzustellen war, zugrunde liegende Ansatz ist zum zweiten deshalb produktiv, weil er die historische Kommunikationsforschung dazu auffordert, Wandlungsprozessen innerhalb des (keinesfalls nur) frühneuzeitlichen Mediengefüges größere Beachtung zu schenken. Zu untersuchen ist dann nicht allein, wie das frühneuzeitliche Kommunikationsgefüge auf die Genese und den Siegeszug neuer Medien reagierte, d. h. in welchem Ausmaß und auf welche Weise sich die Form und die Funktionen eines etablierten Mediums aufgrund der Konkurrenz durch ein neues Medium, das spezifische Bedürfnisse des Publikums besser zu befriedigen wusste, änderten. Ebenso wenig kann es ausschließlich darum gehen, historisch beschreibbare Konjunkturen einzelner Medien zu erklären, also darzulegen, was den Erfolg von Medien begründete und welche Ursachen für deren Geltungsverlust ausgemacht werden können. Vielmehr muss die historische Kommunikationsforschung auch analysieren, mittels welcher Strategien der für die Kommunikation unter Anwesenden konstitutive präsentische und performative Charakter beziehungsweise die damit verbundenen Wirkungspotentiale im Modus einer Kommunikation unter Abwesenden zu ‚retten‘ versucht wurden, inwiefern die in gedruckten Schriften nachgewiesenen paratextuellen Elemente oder die sie kennzeichnende Text- und Bildrhetorik dazu beitragen konnten, die Fiktion einer unter den Bedingungen der ‚Anwesenheitslogik‘ kommunizierenden Diskursgemeinschaft zu erzeugen. Von Belang ist in diesem Zusammenhang außerdem und schließlich die Frage, wie gedruckte Schriften nicht nur die Defizite einer Kommunikation unter Abwesenden zu kompensieren suchten, sondern zugleich deren Vorteile nutzten, um ihre Botschaft in neuartiger, den Bedingungen eines expandierenden publizistisch-literarischen Markts angepasster Weise zu legitimieren. Welche Rolle spielten in diesem Kontext etwa die sich bereits kurz nach der Einführung des Buchdrucks abzeichnenden Determinanten einer auf publizistischen Medien basierenden Kommunikation und hier vor allem die massenhafte, Raum und Zeit sprengende Verbreitung des gedruckten Worts für die Autorisierung der eigenen Position oder, präziser ausgedrückt, auf welche Weise verorteten Autoren das jeweils Vermittelte durch intertextuelle Bezüge innerhalb medialer Konfigurationen, um damit einen Verweisungszusammenhang zu suggerieren, der ihren Aussagen Evidenz verlieh – eine Evidenz, die derjenigen, die das Reformationsgeschehen in der Wahrnehmung der Zeitgenossen Martin Luthers besessen hatte, möglichst in nichts nachstand.